

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg

❖ Liebeswonne. ❖

Die ganze Welt ist viel zu groß,
Sie an ein Herz zu fassen!
Dazu genügt nur Gottes Schoß,
Dem bleibt es überlassen;
Ein Menschenherz ist viel zu klein,
Um liebend sich der Welt zu weihn.

Du mußt an eine treue Brust
Insonders hin Dich neigen,
Ihr alle Deine Liebeslust
Ausschließlich geben eigen;
Wer so ein Herz am Herzen hält,
Der liebt in ihm die ganze Welt.

❖ Bajowo. ❖

[Fortsetzung.]

Von Elisabeth Siewert.

[Nachdruck verboten.]

„Los, Kuba!“ sagt Rita. Zuerst wagt sie gar nicht umzublicken, aus Furcht, Joz könnte dies für ein Signal nehmen, wieder umzukehren. Die Vorsicht ist aber gar nicht notwendig, das weiße Tier ist bereits in langen Sägen dem Wagen voraus, immer die bestimmte Entfernung zwischen sich und dem Gefährt einhaltend. Der Knecht lacht, und Rita schüttelt mit dem Kopf. Sie kann dem treuen kleinen Rötter nicht böse sein. Wie er an ihr hängt! Noch einmal ruft sie drohend: „Nach Hause, Du Scheusal!“ Aber Joz bewegt nur den Schwanzstummel entschuldigend. Es scheint so, als fühlt er die wahre Gesinnung seiner Herrin aus ihrer Stimme heraus, denn plötzlich streift er jede Demut und Zerknirschung ab: ganz frech kommt er herbei gelaufen und springt sogar mit Gebläff den Pferden an die Nasen. Wie er mich liebt, denkt Rita. Er ist nicht zu verschrecken. Zwischen ihren Wimpern quillt etwas Trübses. Wie töricht und weichlich, daß sie diese Hundetreue so rührt! Das macht, sie darbt so sehr!

In Drowken ist es sehr gemütlich. Die Stuben sind besser geheizt als in Bajowo, und es duftet nach Hyazinthen. Um Selmas Balustrade schlingt sich ein buntes Blumenband, jeder, der die Wohnräume betritt, geht dem Duft nach, bis er diese anmutige Quelle findet.

Rita ist es lieb, daß ihr Schwager nicht zu Hause ist; es kommt so oft vor, oder in der Regel, daß er, wenn auch nur andeutungsweise, etwas Tadelndes gegen seinen Schwiegervater laut werden läßt, er spricht auch immer so bedauernd von den Bajowoer Verhältnissen; das ist Rita eine Qual. Es ist besser, daß er zur Holzauktion in das nächste Dorf gefahren ist, nun hat sie ihre Schwester ganz für sich. Sie möchte sie so brennend gern etwas fragen, seit langer Zeit brennt sie darauf und kann sich doch nicht dazu entschließen, aber heute soll es wirklich geschehen — später, jetzt wird erst Tee getrunken und frisch gebackene Kollatschen dazu gegessen. Joz liegt eng an Ritas Füße geschmiegt auf dem weißen Teppich, sein Gegner Droll ist von Selma mit viel Geistesgegenwart in ihres Mannes Stube gesperrt, ehe es zum Kampfe kommen konnte.

„Wie geht's denn zu Hause?“ fragte Selma, mit einer gespannten und betrübten Miene, die auf alles gefaßt ist.

„Es geht so weiter,“ berichtet Rita leicht hin und erzählt dann die Angelegenheit mit dem Fleisch, daraus ein spaßhaftes Gistörchen machend.

Selma hört zu und lacht dann und wann. Sie weiß, wie ungerne Rita immer wieder auf die Kalamitäten in Bajowo zurückkommt, sie möchte ihr auch den Bericht darüber ersparen, aber ihrer Munterkeit traut sie nicht. Rita sitzt zurückgelehnt, den glänzenden Kopf an die blaue Satteltasche ihres Fauteuils drückend. Während sie mit ihrer Schwester dies und das beredet und ihr Mund vor Lachen und Schwagen nicht still steht, überlegt sie sich im stillen, ob sie sich nun entschließen soll, zu fragen. Eine immer höher steigende Wärme und Erregung gibt ihren Augen einen tiefen



Sehnsucht. Nach dem Gemälde von Alfred Seifert.

Glanz, färbt ihre Lippen brennend rot und läßt ihre Wangen erglühen. Bleichsüchtig sieht sie nicht aus, wie sie da sitzt, farbig wie ein Traum, aber ganz gesund mögen diese Farben nicht sein, sie sind beinahe unnatürlich.

Selma sieht ihre Schwester mit einiger Befremdung an.

„Hörst Du oft von Deiner Schwägerin?“ Rita beugt sich vor und greift nach ihrer Teetasse, in der nichts mehr darin ist, sie an ihre Lippen führend.

„Du meinst, von der Schwester meines Mannes, die in der Nähe von Rosaußen verheiratet ist?“

Ja, die meinte Rita.

„Mein Mann korrespondiert riesig viel mit ihr, zwischen den Gammschen Geschwistern ist das so Sitte. Uebrigens könnte Julie öfter an mich schreiben, vor drei Monaten hatte ich zuletzt Nachricht.“

„Gestern hatte ich einen Brief von ihr, ich kann Dir allerhand neues von ihr erzählen,“ berichtete Rita mit großer Zungenfertigkeit.

„Sie macht sehr viel mit, Tante hat ihr ein sandfarbiges Strahlenkleid geschenkt, dazu trägt sie einen großen schwarzen Hut mit Federn. Es sind jetzt viele Ausländer in der Pension, von einem schwedischen Ingenieur erzählt sie viel.“ Rita stockt und setzt dann noch eifertig hinzu: „Ja, und ein junger Bildhauer will ihren Kopf modellieren, er sagt, er eigne sich herrlich zu monumentalen Figuren. . . Du weißt dann wohl durch Deinen Mann, wie es in Rosaußen aussieht?“ Rita schlägt ihre rostbraunen Augen auf und sieht ihre Schwester voll und mit gewollter Unbefangenheit an. So lange Viktor fort war, hatte sie noch nie diese so einfache Auskunft durch ihren Schwager in Anspruch genommen.

„Natürlich weiß ich das,“ antwortet Selma mit derselben gespielten Harmlosigkeit. „Er wirtschaftet mit seiner Mutter, es soll in Rosaußen alles vorzüglich in Ordnung sein, besser als zu des alten Herrn von Wegens Zeiten. Viktor. . .“ Rita hält den Atem an und sieht von Selma fort auf das Fenster. „Viktor wirtschaftet eben modern. Er hat im vorigen Jahre eine Nähmaschine gekauft, in diesem Jahre drei Kilometer Feldbahn.“

„Also es geht ihm gut,“ sagt Rita leise. Sie sieht jetzt so zart aus, daß ihre Haut etwas Durchschimmerndes hat. Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist, tönt es in ihrer Seele.

„Sehr gut! Nun heißt es aber, daß sein älterer Bruder, der eine Domäne in Pacht hatte, Rosaußen übernehmen wird. Der Pachtvertrag ist nämlich im Mai abgelaufen, es wäre also sehr natürlich, aber Wegens sprechen noch nicht darüber.“

Es entsteht eine Pause. Selma wünscht dringend, dies Gespräch fortzusetzen, seit geraumer Zeit hoffte sie, daß Rita einmal davon anfangen würde. Es kann nicht schon zu Ende sein, denkt Rita anstößig, ich muß mehr hören, viel hören. Wenn er verlobt wäre, oder so etwas in der Luft schwebte, würde sie es mir doch gleich sagen, sie würde doch so barmherzig sein und es mir gleich sagen.

„Uebrigens ist er stets davon unterrichtet, was in Bajowo geschieht,“ beginnt Selma entschlossen. „Adalbert muß ihm alle Einzelheiten schreiben.“

Rita bekommt Herzklopfen, und die leichte Röte steigt wieder in ihre Wangen, ihre Lippen zucken, was sie nicht unterdrücken kann.

Sie blickt die Schwester ganz benommen vor Freude an, es ist eine so große Freude, daß sie davon erschüttert wird, wie ein Baum im Frühlingsturm. „Er hatte ja immer so viel für Bajowo übrig! hat sich so viel gekümmert,“ sagt sie mit schwingender, leiser Stimme.

„Adalbert schrieb ihm, als der Schweinestall abgebrannt war. Viktor war der Ansicht, daß es nicht gut wäre, die Schweine im Kuhstall unterzubringen, der wäre zu kalt dazu, der Schafstall wäre geeigneter. Wird Vater eigentlich bauen?“

Rita schüttelt mit dem Kopf. „Schrecklich,“ seufzt Selma. „Was für einen Eindruck machen die schwarzen Fundamente auf einen Fremden!“

„Weiß Viktor, daß Vater verkaufen will?“

„Ja, er weiß es.“ Selma spielt mit ihrem Trauring, auf den sie herabsieht.

„Weshalb freue ich mich eigentlich so sehr, so furchtbar!“ denkt Rita mit plötzlicher Verzagttheit. „Er weiß, in welcher Not wir stecken, und kümmert sich gar nicht! Ich verdiene es ja nicht, o nein, ich bin ein unglückliches, schwermütiges Geschöpf, vielleicht auch krank, wie könnte er mich noch lieben!“

„Von dem Einsturz des Brunnens weiß Viktor auch. Seiner Meinung nach muß eine Pumpe auf dem Hofe gebaut werden. Er behauptet, da wäre auf sechzig Fuß Tiefe überall Wasser. Es wäre auch gar nicht so teuer, denn das tägliche Wasserschöpfen kostet viel.“

„Was nützt uns die gute Meinung!“ Rita beugt sich seitwärts

herab, um den warmen, glatten Kopf ihres Vorgesetzten zu streicheln, ihre tastenden Finger beben.

„Die gute Meinung kann sich immer noch in Tat umsetzen,“ bemerkt Selma mit Nachdruck. „Im Mai hören Viktors Pflichten in Rosaußen auf, er muß sich also einen anderen Wirkungskreis suchen.“

Rita taucht unter dem Tisch hervor und sieht ihre Schwester mit verwirrten, ängstlichen Augen an. „Ach, er denkt ja gar nicht daran,“ ruft sie leidenschaftlich. „Wie sollte er auch. . .“

„Ja, er denkt daran,“ sagt Selma beinahe streng.

„Nein, nein.“ Rita starrt vor sich hin, während ihr bittere Tränen über die Wangen rinnen.

„Nun sei kein solcher Querkopf, Herr von Wegens korrespondiert mit mir seit geraumer Zeit, also werde ich wohl wissen, woran er denkt. Das, was Du dachtest, lag bis jetzt immer noch im argen. . . Ich werde morgen an ihn schreiben, soll ich ihn von Dir grüßen?“

* * *

Das Wetter war immer noch unfreundlich und gar nicht frühlingmäßig, Fräulein Garland nicht besserer Stimmung, und Herr Haugwitz sorgenvoll oder in seine Welt versunken, aber Rita fand, daß dies alles viel erträglicher geworden war. Mit erhobenem Kopfe ging sie umher, auf ihrem Gesicht lag zuweilen der Glanz ihrer früheren guten Laune, oder auch ein nachdenkliches und zärtliches Lächeln. Als nun aber ein Tag verging und noch einer und sich nichts ereignete, sank ihr der Mut, und alles Trübe in ihrer Lage brach über sie herein, wie eine graue See. Es konnte vorkommen, daß sie heftig weinend in ihrer Stube auf und ab lief und dann schließlich, ihre Hände in den Haaren vergrabend, stöhnend auf ihr Bett sank. Aber immer wieder erhob sich die Hoffnung in ihrem Gemüt und machte es licht. Für alle Zeit, hat er gesagt, und Selma wird mir nicht leichtsinnig erzählen; er ist derselbe wie früher, wenn es nicht so wäre! Damit tröstete sie sich und bemerksame ihre Kummer. Mit einem Leinentragen umgetan, der sie sehr einengte und ihr nicht stand, und mit einer sorgfältigen Frisur erschien sie dann wieder und setzte sich mit einer Handarbeit zu ihrem Vater.

„Du hast doch noch keinen Käufer?“ fragte sie wie beiläufig.

„Nein, leider nicht. Weißt Du denn einen?“

„Vielleicht.“ Rita erröte über und über, als sie sich so ver-raten. „Es ist so eine Idee von mir,“ sagte sie.

Herr Haugwitz ließ um diese Zeit für einen neuen Chausseebau im Kreise Steine von seinen Feldern fahren; es war dies seine einzige Einnahme, das Getreide brachte ihm gar nichts.

An einem windigen und herben Tage, der aber mit seinem licht-blauen Himmel und den wie Hörner gebogenen weißen Wolken eine Ahnung von Frühling mit sich brachte, meldete ein Knecht, daß da ein Stein ausgegraben wäre, den der Herr sich ansehen müßte. Er wäre beinahe wie eine Frau zugehauen, aber ganz glatt dabei, wie von Wasser bespült, ein kornischer Stein, mit einem Wort. Natürlich war Herr Haugwitz sofort bereit, ihn anzusehen, nichts konnte ihn besser aus seiner trüben Stimmung reizen, als so ein Fund. Als er hörte, daß der Stein oberhalb der Schanze auf der Trift in der Nähe der Grenze läge, lächelte er überlegen und erfreut. Immer neue Denkmäler! Rita schloß sich ihm an, als er ging, für ihre Unruhe war auch jedes Unternehmen recht. In einer plumpen alten Jacke, eine Mütze auf dem Kopf, lief sie neben ihrem Vater her. Man konnte von der Trift den Weg nach der Stadt weit, weit verfolgen. Bauernwagen fuhren drunten, manchmal eine ganze Reihe hintereinander; es war heute Markttag in der Stadt.

„Sieh ihn Dir an,“ sagt Herr Haugwitz, feierlich mit seinem Stock auf den schweren grauen Granit deutend, der, halb in die Erde gesunken, jetzt ausgegraben und von keinem Buschwerk oder an ihm angehäuftes kleinen Feldsteinen verdeckt, von allen Seiten sichtbar dasteht.

„Man hat versucht, ihm die Gestalt eines Menschen zu geben. Du siehst die Kopfform, den Halschnitt, der Körper ist ange-deutet, selbst ein Zierrat sollte den Gözen schmücken: um die Mitte des Leibes schlingt sich ein Band.“ Herr Haug-witz geht mit entzückter Miene einigemal um den Steinkloß herum, während Rita ihre Augen schmachend in die Weite schweifen läßt.

„Auf keinen Fall darf der Stein gesprengt werden! Am lieb-sten würde ich ihn dem Provinzialmuseum schenken; aber das macht Kosten.“

„Ach nein, um den alten Heidenkloß auch noch Geld ausgeben! Mag er nur ruhig hier stehen bleiben und ins Land hinübersehen; er hat ja wirklich ein paar Knöpfe im Kopf, die man Augen nennen könnte.“

„Wenn nur mein Nachfolger so viel Pietät haben möchte, denn wenn ich es auch beim Verkauf ausbedinge: der Stein soll hier oben

siehen bleiben, wenn der Käufer keinen Sinn für dergleichen hat, geht der Stein doch über kurz oder lang zum Ruckuck."

"Was Bajowo alles bietet," sagte Rita nachdenklich und seufzend.

"Es hat mir sehr viel geboten, und wenn ich nicht das daraus gemacht habe, was ich gekonnt hätte, so muß man mir Milderungsgründe zubilligen. Die Zeiten waren auch zu schlecht."

"Ach, Vater, wer macht Dir Vorwürfe!" sagt Rita, betreten zu ihrem Vater aufsehend. Seine Wangenmuskeln zucken, er sieht gealtert und gequält aus in dem scharfen Frühlingswind. Dem Mädchen zieht sich das Herz zusammen. Wann kommt er? und wieder sieht sie das helle Band der Chaussee hinab, welches die unbarmherzige Ferne verschlingt. — Gehörig durchgefroren langen Vater und Tochter vor der Hofveranda an. Am Kutschstall steht ein gelber offener Wagen. "Ein Wagen aus Dromken," stellen beide fest. In dem Augenblick geht die Türe zum Hausflur auf, und eine männliche Gestalt zeigt sich vor dem schwarzen Hintergrund. Rita ist es, als stößt sie jemand hart an die Brust, sie tritt einen kleinen Schritt zurück und öffnet die Lippen, es fehlte nicht viel, so hätte sie Viktor geschrien.

"Sieh da, Herr von Wegen," sagt Herr Haugwitz, mit steifen Knien die Stufen ersteigend. "Lassen Sie sich nach so langer Zeit wieder einmal sehen!" Er reicht ihr die Hand hin. "Mich führen Geschäfte in die Gegend, da wollte ich doch mal sehen, wie es hier ausschaut. Guten Tag, gnädiges Fräulein!" Rita gibt dem Gast stumm die Hand und senkt den Blick. Sie gehen alle drei in Herrn Haugwitz' Zimmer. Fräulein Garland hat ein Kaminfeuer angezündet und Kaffee auf einem runden Tisch am Feuer serviert. "Das ist eine Ueber-raschung!" ruft sie, ihr hochrotes Gesicht trocknend. "Ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte, als ich den Wagen kommen sah, schon aus dem Schlafstübchenfenster habe ich Sie erkannt." Sie klopft Herrn von Wegen auf den Arm. "Eine große Freude!" Er lächelt verbindlich und setzt sich Herrn Haugwitz gegenüber an das Feuer. Rita zieht sich in der Eßstube ihre Jacke aus und nimmt das Barett vom Kopf; sie tut es mit langsamen, abwesenden Bewegungen. Das ist ja alles ein Märchen, sagt sie sich. Er ist mir nicht treu geblieben, er liebt mich jetzt nicht mehr ein bißchen, gar nicht mehr, er ist ganz, ganz anders geworden. Seine Sprache, seine ganze Art. . . Sie zuckt mit den Achseln und kommt mit sich überein, daß er ihr auch gar nicht gefällt, wie er nun ist, er darf ihr nicht gefallen.

Leise tritt sie in ihres Vaters Zimmer ein und setzt sich still auf einen Stuhl. Manchmal wirft sie während des Kaffeetrinkens einen fragenden halben Blick auf Herrn von Wegen, es wird ihr immer klarer, daß er ein anderer geworden: ein stattlicher, vornehm-

mer, weltgewandter Herr, mit schmalen, fahlen Wangen und einem eisernen Blick. Die Jugend ist von seinen Zügen geschwunden, das Feurige aus seinen Augen; von seinen Lippen — sie weiß nicht, was von denen geschwunden ist, vielleicht die Reinheit?

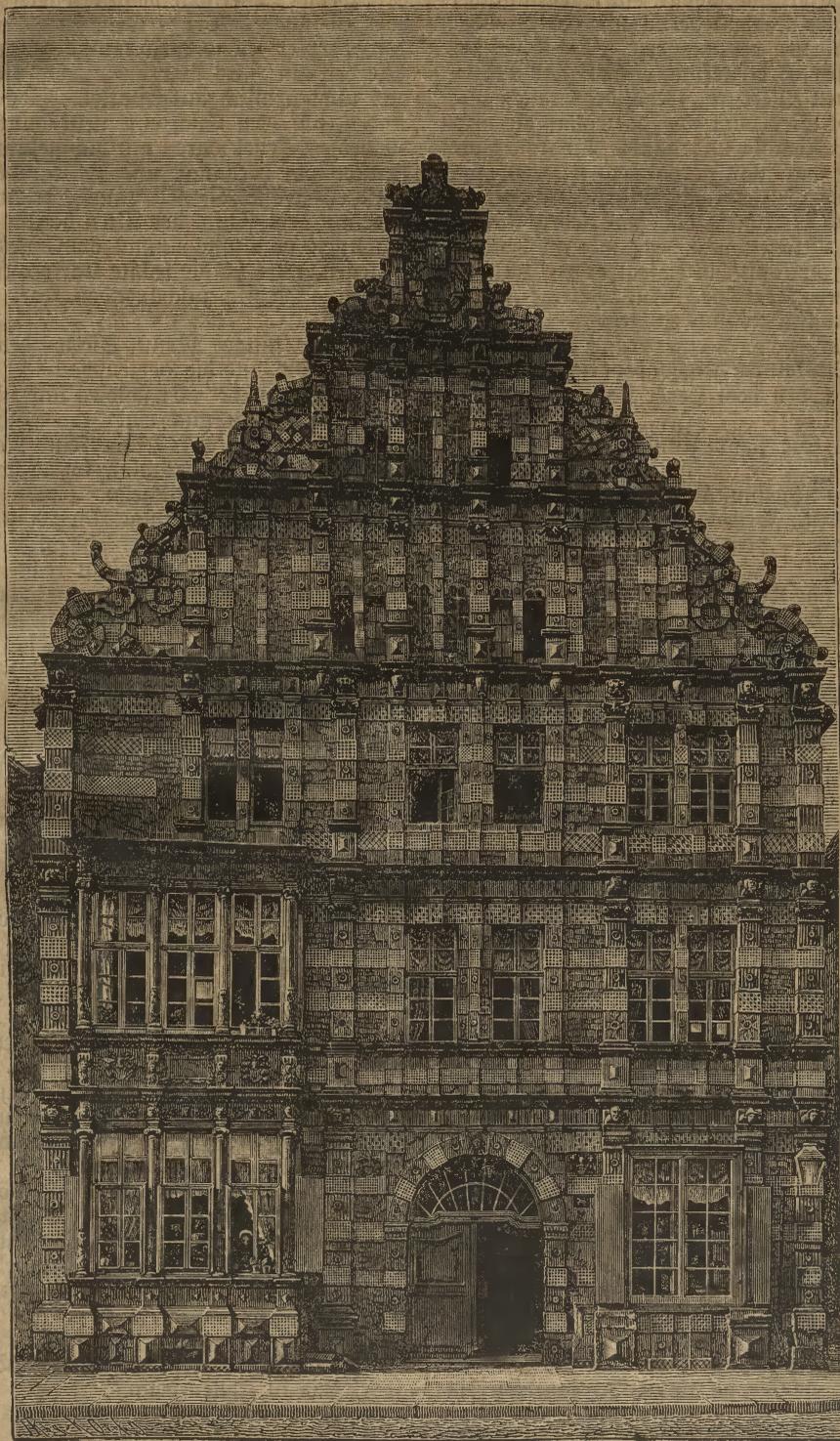
Herr Haugwitz erzählt von seinen Verhältnissen und all den traurigen Wechselfällen der letzten Jahre. Herr von Wegen wird gar nicht müde, zu fragen, für jede Geringfügigkeit interessiert er sich, er fragt knapp und sachlich, ganz ohne Gefühl, scheint es Rita.

Das Ende vom Liede ist: Ich muß verkaufen, ich bin unfähig, weiter zu wirtschaften, vielleicht habe ich alles dumm gemacht.

Rita ist peinlich berührt, mit raschem Seitenblick sieht sie Viktor an, dieser zuckt mit keiner Wimper und läßt sich auch nicht herbei, zu widersprechen. "Ich weiß, daß Sie verkaufen wollen. Ihr Agent hat mir Bajowo angeboten." — "Sind Sie denn nicht in Rosauen gebunden? Ihre Frau Mutter?" Mit einem furchtsamen lauernden Blick, den Menschen haben, die in einer Klemme stecken, sieht Herr Haugwitz den jungen Mann an. Viktor erzählt die Sachlage, daß sein ältester Bruder das Familiengut bewirtschaften würde. "Ich werde die Wirtschaft im Mai abgeben und bin dabei, mir Güter zu befehen. Ich wäre nicht abgeneigt, Bajowo zu erwerben, vorausgesetzt, daß wir uns über den Preis einigen. Da ich sofort ein ziemlich bedeutendes Kapital hineinstecken muß, kann ich für den Kaufpreis nicht so viel anlegen, wie ich möchte." Es entsteht eine Pause. Herr Haugwitz schlürft seinen Kaffee und sieht in die Kaminlut. "Ich denke, wir werden uns einigen. Mir wäre der Gedanke sehr sympathisch, Bajowo in Ihrer Hand zu wissen. Herr von Wegen würde wohl unsern schönen Steingözen auf der Drist stehen lassen, nicht, Rita?" Das Mädchen antwortet mit einem Leizen: "Ich glaube ja, Vater," und Viktor sieht sie an, reibt sich das Knie und lehnt sich in seinen Stuhl zurück. Es sind geschäftliche Dinge, dabei zeigen Herren nie Gefühl, sagt sich Rita, über deren Körper ein Zittern läuft, das gar nicht aufhören will. Leise steht sie auf, einen Moment bestrahlt die Kaminlut ihre ganze Gestalt und läßt ihr Haar

wie Feuer auflohen, dann verschwindet sie. Sie nimmt ihren Terrier auf den Arm und setzt sich auf ein kleines schäbiges Kinder-sofa, das in der Eßstube in einem Winkel steht. Mit geschlossenen Augen, die Hand auf dem Herzen, verfällt sie in Träumereien. Als sie aufsieht, ist es ganz dämmerig geworden, die Fenster-scheiben füllt ein grünliches Blau, in der Tiefe der Stube liegen Schatten. Plötzlich schrickt sie zusammen, und jetzt weiß sie erst, wie schön sie geträumt hat. Wie konnte ich ihn grüßen lassen, fährt es ihr durch den Kopf. Nun weiß er, daß ich an ihm hänge.

(Schluß folgt.)



Das „Rattenfängerhaus“ in Hameln.

Bei der Kartenlegerin.

Skizze von Fritz Stavenhagen.

(Nachdruck verboten.)

Karl Beerboom war ein eigentümlicher Mensch. Fielen ihm da kürzlich einige aufbewahrte Schoten der „wohlriechenden Wicke“, auch wohl Nieherbse genannt, in die Hände, und diese Schoten saßen noch voll der kleinen schwarzen Erbsen. Er steckte diese in einen mit Erde gefüllten Blumentopf und stellte ihn vor das Fenster. Da es nun gerade November war, so war die Möglichkeit nicht allzugroß, daß die Erbsen aufgehen würden. Das bedachte Karl Beerboom auch und war also sehr neugierig, ob die Dinger doch aufgehen würden. Und da er, wie gesagt, ein eigentümlicher Mensch war, so ging er zu einer Kartenlegerin, um bei ihr über das Schicksal der schwarzen Körner anzufragen. Nicht, daß er abergläubisch gewesen wäre, aber es reizte ihn, einmal das Milieu einer solchen Wahrfagerin kennen zu lernen. Nach der engsten und schmutzigsten Straße der Stadt wies man ihn, da wohne die alte, weitberühmte Amertsch. Zwei schmale und dunkle Treppen hatte er zu ersteigen. Ein Geländer war nicht vorhanden, sondern man mußte sich an einem armdicken Seil vorwärtstasten. Aber auch dieses war schon zerfächelt und faserig, so daß man jeden Augenblick fürchten mußte, herunterzustürzen und den Hals zu brechen. Nachdem er dreimal vergeblich geklopft hatte, trat er ein und befand sich auf einem noch dunkleren Korridor. Eine traurige Junzel leuchtete ihm aus einem Raum linker Hand entgegen. Er tastete sich dorthin und merkte bald, daß er sich in einer Küche befand. Und als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, bemerkte er auf einem alten Sofa, das neben dem Herd stand, eine derbe, vierchrötige Frauensperson.

„Entschuldigen Sie, sind Sie Frau Amertsch?“ fragte er schüchtern.

„Ne“, sagte sie, „die ist da nebenan, aber bleiben Sie man so lange; da ist gerade jemand drin. Setzen Sie sich man hier her“ — sie rückte ein wenig zur Seite — „denn das da drin kann noch lange dauern.“

„Hier ist es sehr dunkel.“ fuhr Karl Beerboom gedrückt fort — ihm klopfte das Herz, er wußte selbst nicht, warum. Da die Frau nichts erwiderte, fragte er — nur um etwas zu sagen —: „Zahlen Sie viel Miete?“

„Ja?“ antwortete die Frau beinahe gekränkt, „ich bezahl gar nichts! Das wäre noch schöner. Dafür mach ich doch der Amertsch alles rein. Und die gibt mir gar nichts dafür; nich 'n Pfennig. Hier, auf dies Sofa, schlaf ich, das ist mein Bett. Wir könn' das nich alle so haben wie die da.“ Sie zeigte nach nebenan.

„Ich habe auch gehört, das Geschäft als Kartenlegerin soll ganz einträglich sein.“

„Na, das will ich Ihnen man sagen, ob Sie mir das nu glauben oder nich, aber 'n besseres Geschäft gibts gar nich.“

„Warum hat denn aber die Frau dann eine so scheußliche Wohnung?“

„Na, deshalb is sie ja doch so berühmt, weil das hier so grauslich is. Das woll'n die Menschen ja man bloß, wenn sie zu 'ner Kartenlegerin gehn!“

Damit verschwand die Frau und ließ Karl Beerboom mit seiner neuen Weisheit allein. Mein Gott, das war auch eigentlich hier zu unheimlich . . . dieses Schweigen . . . Gott sei Dank, endlich trat ein menschliches Wesen ein, und zwar ein weibliches. Es erklang ein bescheidenes, zartes: „Guten Abend!“ Dann setzte sich das Wesen in die andere Ecke des Sofas. Karl Beerboom blickte träumend ins Licht. Diesmal wollte er nicht zu sprechen anfangen, denn er hatte durchaus keine Angst mehr. Im Gegenteil, diesmal schien jene nicht näher erkennbare weibliche Gestalt vor ihm etwas wie Furcht zu empfinden, denn sie saß nicht eine Sekunde still. Sie räusperte sich, schurte einigemal mit den Füßen hin und her und fragte endlich leise: „Sitzen Sie schon lange hier?“

„Na . . . etwa eine Viertelstunde.“

Wieder eine Pause. Er kam sich vor wie ein Tyrann, er empfand ein wohliges Gefühl, wie er an ihren Bewegungen die grenzenlose Verlegenheit bemerkte, die er durch seine kurze Antwort verursacht hatte. Aber sie mußte, sie mußte sprechen. Und so erzählte sie denn: „Ich . . . ich möchte nämlich gern wissen, ob . . . ob wir unser Zimmer vermietet kriegen.“

„Ma!“ dachte Karl Beerboom, sagte aber nichts.

„Heut morgen hab' ich den Bettel rausgehängt. — Mein Papa wollt' es erst nicht. Und recht hat er ja eigentlich auch: immer besser, wenn man nichts mit fremden Leuten zu tun hat. — Aber es ist jetzt alles so teuer, Fleisch kann man schon gar nicht mehr jeden Tag essen. So hab' ich ihn schließlich doch so weit gekriegt, bis er es zugegeben hat. — Und nun wollt' ich eben gern wissen, ob wir Glück damit haben . . .“

„Ihre Stimme klingt nicht übel.“ dachte Karl Beerboom. Laut sagte er: „Sie glauben also, daß Ihnen die Frau das sagen kann?“

„Ja? Ah, alles trifft ja nicht ein, was sie sagt, aber vieles

doch. Ich bin oft hier — alles kann ja auch gar nicht eintreffen. Nicht wahr?“

Dieses „Nicht wahr?“ klang so kindlich-süß, so zart mädchenhaft, daß Karl Beerbooms Gefühlsthermometer um mindestens zehn Grad in die Höhe sprang. Er rückte ein Stückchen näher zu ihr heran und nahm eben einen Anlauf zu einer glänzenden Ansprache, als aus dem Nebenzimmer jemand herausgelassen wurde und sich eine bebrillte, ledertrockene Alte zeigte.

„Nun? Wer war denn erst da? Sie wohl, junger Mann, ich hab' Sie schon gehört.“ Diese Worte machten ihn für eine Sekunde ganz perplex. Das Weib wußte doch etwas. Also schritt er in das Allerheiligste. Es war ein enges, niedriges Zimmer, aber durchaus nicht ärnlich ausgestattet. Sogar ein Teppich lag auf dem Boden, auf dem Tisch eine neue dunkle Decke, und das Sofa wie die beiden Sessel waren mit blaugeblühtem Stoff überzogen. Das Fenster war verhängt, und die Lampe brannte. Vor dem Fenster stand ein großes offenes Bauer, der Insasse aber, ein Papagei, kletterte auf dem Stuhl der Alten herum. Sie hatte gleich zu mischen begonnen, er mußte einmal abnehmen, und sie begann die Karten zu legen. Als sie die sechste Karte auf den Tisch gelegt hatte, stieß sie den andächtig zusehenden Karl Beerboom kräftig gegen die Schulter.

„Aber, junger Mann, Sie werden bald Hochzeit machen! Da, das sind Sie, und die Herzensdame ist die Braut. Das wollten Sie doch wissen, nicht?“ Er schwieg und lächelte. Sie nahm die nächste Karte. „Ah, nu guck einer an! Ihre Dame ist schwarz!“ Er sprang vom Sitz auf: „Was, eine Negerin?“ „Ne, ne!“ lachte sie, „das nicht, sie hat bloß kohlphehrabenschwarzes Haar. Sehn Sie, neben ihr liegt Pitzehn.“

Wieder legte sie einige Karten in eine neue Reihe, dann sann sie nach. „Soldat werden Sie nicht.“

Darin hatte sie unbedingt recht, denn — er war längst vom Militär frei. Aber er schwieg und lächelte und dachte immer nur an seine Nieherbse. Würden Sie aufgehen? Oder würden sie nicht aufgehen? Aber er erfuhr die Antwort darauf nicht. Er legte endlich fünf blanke Nickel auf den Tisch und schied schweigend von dem Drakel, dem er ein Rätsel war.

Ein gutes Stück war er schon wieder durch die schmutzige Straße gestiefelt, dann hielt er plötzlich inne: was würde die berühmte Frau dem jungen Mädchen sagen? Das mußte er noch wissen. Er ging also wieder zurück.

Sie erkannte ihn gleich wieder und schien nicht sehr erstaunt zu sein, daß er sie erwartete. Auch sie war nicht zufrieden: „Unser Zimmer wird nicht vermietet. Wir haben angefragt, bloß ob ja oder nein. Dann werden alle Karten in vier Reihen gelegt, und man zählt immer die siebente ab und nimmt sie raus, so immerfort; und wenn zwischen den letzten fünf Karten mehr als zwei As sind, trifft es ein. — Und bei mir blieb gar kein As, — wir haben es dreimal gemacht.“

„Ach, das tut mir aber leid!“

„Sahaha!“ sie lachte hell und freudig. „Ich denke, Sie glauben gar nicht daran? Dann trifft es ja auch nicht ein.“

Das junge Mädchen machte einen so guten Eindruck auf ihn, daß er sie zu einer Tasse Kaffee einlud. Sie nahm an, und bald saßen sie plaudernd in einem weichen Plüschsofa hinter einem Marmortisch.

Immer dichter steckten sie die Köpfe zusammen, immer tiefer saßen sie sich in die Augen. Nicht lange, da fühlte Karl Beerboom ihre kleine weiche Hand in der seinen, und sie war plötzlich auffallend still. Bald sah sie hinaus, auf die belebte Straße, bald richtete sie ihre Blicke zu Boden, und er hatte zum erstenmal Muße, sie genauer zu betrachten.

Plötzlich ließ er vor Schreck ihre Hand fallen und schaute auf ihr Haar: es war schwarz, kohlphehrabenschwarz!

„Was ist Ihnen denn?“

„Sie . . . Sie haben ja schwarzes Haar, das sehe ich jetzt erst.“

„Das hatte ich aber schon immer. Und darum erschrecken Sie so?“ Sie wandte sich ab, fast ein wenig beleidigt.

Sie umzustimmen, und damit sie sich wieder umdrehe, erzählte er ihr, was ihm die „Amertsch“ aus den Karten wahrgesagt hatte. Darüber mußte sie lachen, und er stimmte ein. Und dann fand er plötzlich ihr schwarzes Haar entzückend und fragte bescheiden, ob er es mal anfassen dürfe. Sie neigte ihm ihr Köpfchen zu, und Karl Beerboom zeigte sich der Situation gewachsen: er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte das glänzende Haar voller Inbrunst.

Als er sie später nach Hause begleitete, war ihm eins klar: diese kleine schwarze Hexe würde er nicht wieder freigeben, und als er dann an die Nieherbse und die alte Amertsch dachte, mußte er lächeln . . .



Vor dem Husmarsch. Nach dem Gemälde von Max Volkhart. (Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Paul Weidner war etwa acht Tage in Berlin, als er sich entschloß, der Einladung des Geheimrats Rannenberg zu folgen und ihm und seiner Familie seinen Besuch zu machen. Es war nicht frivole Neugierde, die in zu diesem Entschlusse bewog, sondern es war wirkliche Teilnahme, die ihn drängte, sich nach dem Befinden des alten Herrn zu erkundigen, dessen Bekanntschaft er unter so eigenartigen Umständen gemacht hatte und der ihm ebenjoviel Hochachtung wie Mitgefühl eingeflößt hatte.

Als er sich nun gegen Mittag auf den Weg nach der Wohnung des Geheimrats machte, vergaß er nicht, den anonymen Brief, der ihm noch am letzten Tage seines Aufenthaltes in Nordenau zugegangen war, zu sich zu stecken. Er war zwar nicht entschlossen, dem alten Herrn unter allen Umständen von dem Schreiben Mitteilung zu machen, sondern er wollte sich in dieser Beziehung ganz von den Umständen leiten lassen, in denen er den Geheimrat und seine Familie antreffen würde. Hatte sich die schwergeprüfte Familie mit stiller Resignation in ihr Schicksal ergeben, so würde er natürlich nie nicht von Neuem in Erregung versetzen und in eine trügerische Hoffnung, die keinen besseren Stützpunkt hatte, als den von dem Staatsanwalt gewiß treffend charakterisierten Brief.

Die Familie Rannenberg wohnte in der Schmerinstraße, einer der bescheideneren Straßen des vornehmen Berliner Westens. Eine tiefe Erschütterung durchfuhr den jungen Mann, als ihn Geheimrat Rannenberg seiner Gattin vorstellte. Die Geheimrätin war eine schlichte alte Dame, deren äußere Erscheinung deutlich die Spuren des tiefen Seelenleidens aufwies, das sie seit Monaten heimsuchte. Sie war noch nicht über die Mitte der Vierzig hinaus, aber ihrem Aussehen nach hätte man sie für zehn Jahre älter halten können. Ihr Haar war ganz ergraut, ihre Haltung matt und vornübergeneigt. Mit langsamen, unsicheren Schritten ging sie dem Gast entgegen und das granddurchfurchte Gesicht ihm zukehrend, sagte sie: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Herr Doktor, wenn der Anlaß auch ein so trauriger ist. Sie müssen ein sehr guter Mensch sein, Herr Doktor Weidner.“

„Oh, gnädige Frau,“ wehrte der junge Mann erschüttert und beschämt ab.

„Ein sehr guter Mensch,“ wiederholte die alte Dame kopfnickend. „Ihr edelmütiges Verhalten hat meinem Manne und mir den besten Trost gewährt in unserem Leide. Haben Sie herzlichen Dank!“

Paul Weidner beugte sich über die ihm gereichte Hand und küßte sie ehrerbietig. Das Herz wurde ihm warm und ihm stillen gelobte er sich, alles, was in seinen Kräften stand, zu tun, um der schwergebeugten Familie ihr Los zu erleichtern.

Auf die Einladung der Geheimrätin nahm er Platz. Sie zog ihn in ein Gespräch, indem sie ihn über seine Studien und seine Zukunftshoffnungen befragte. Der Geheimrat schritt indeß unruhig, mit gesenktem Haupte im Zimmer auf und ab und man sah, daß ihn innerlich etwas stark beschäftigte. Plötzlich ging die Tür auf. Paul Weidner fuhr unwillkürlich in die Höhe. Ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren schritt über die Schwelle. Er erkannte sie sogleich an der Ähnlichkeit mit ihrem Bruder. Es war die Schwester des verurteilten Referendars, Sophie Rannenberg.

Während ihr Vater sie vorstellte, erhob sie den Blick ihrer dunklen Augen zu dem ihr gegenüberstehenden jungen Mann. Sie sprach nichts. Aber die Tränen, die in ihren Augen schimmerten, und die Röte, die in das blasser, feingezzeichnete Gesicht stieg, ließ die Gemütsbewegung erkennen, die der Anblick des jungen Mannes, von dem ihr Vater ihr erzählt hatte, in ihr hervorrief.

Man setzte sich wieder und Sophie Rannenberg beteiligte sich an dem Gespräch, das zwischen ihrer Mutter und Doktor Weidner seinen Fortgang nahm. Da trat der alte Geheimrat an den Stuhl seines Besuches heran. Die in ihm arbeitenden Gedanken schienen ihm keine Ruhe mehr zu lassen.

„Wissen Sie, was ich vorhabe, Herr Doktor?“ sagte er mit nervöser Lebhaftigkeit.

Der junge Mann wandte dem Sprechenden erwartungsvoll sein Gesicht zu.

„Ich beabsichtige,“ erklärte dieser, „die Sache meines Sohnes einem unserer renommierten Detektiv-Bureaus zu übergeben. Ich habe, seit ich von Nordenau zurückkehrte, darüber nachgedacht. Was mich bisher abhielt, meinen Entschluß auszuführen, war der Umstand, daß ich keinen rechten Anhaltspunkt habe, an den man ansetzen und von dem aus das Bureau seine Nachforschungen beginnen könnte. Aber ich will nicht länger säumen. Irgend etwas muß geschehen. Es läßt mir keine Ruhe. Vielleicht findet man im Bureau selbst irgend einen Anhalt, um daran weitere Recherchen zu knüpfen.“

Dem jungen Mann schlug das Herz hoch und seine Rechte griff mit einer instinktiven Bewegung in die Rocktasche und ohne daß es einer besonderen Ueberlegung bedurft hätte, zog er den anonymen Brief hervor, den er acht Tage vorher in Nordenau erhalten hatte und in dem so unglaubliche, merkwürdige Dinge mitgeteilt wurden.

„Hier, Herr Geheimrat,“ sagte er sich erhebend und reichte dem erstaunt und interessiert Ausblickenden das entfaltete Schreiben. „Hier kann ich Ihnen vielleicht den erwünschten Anhaltspunkt geben. Bitte wollen Sie einmal lesen!“

Der Geheimrat griff begierig zu und vertiefte sich mit wachsendem Erstaunen und in sichtbarer Erregung in die Lektüre. Auch Frau Rannenberg und ihre Tochter standen von ihren Stühlen auf und näherten sich dem Lesenden.

Der alte Herr befand sich in voller Aufregung. Seine schlaffen, kummervollen Züge belebten sich, seine Augen leuchteten und ein Schimmer von Röte huschte über das eingefallene, runzlige Gesicht.

„Das ist von höchster Wichtigkeit,“ rief er voll Eifer. „Damit allein müssen wir ja die Revision des Prozesses meines armen Sohnes erreichen können. Das ist ja ein neuer Tatbestand, der den Richtern, die über unsern unglücklichen Erich aburteilten, nicht bekannt war. Ich will sogleich den Brief dem Rechtsanwalt einreichen, wenn Sie gestatten, damit er ihn der Staatsanwaltschaft übergibt.“

Paul Weidner atmete beklommen. Es wurde ihm schwer, die Hoffnungsfreudigkeit des alten Herrn gewissermaßen enttäuschen zu müssen. Aber er konnte nicht anders.

„Ich glaube nicht,“ begann er zögernd, „daß dieser Schritt den erwünschten Erfolg haben würde. Ich würde raten, zunächst ein Detektivbureau zu beauftragen, an der Hand dieses Briefes noch weiteres Material zu beschaffen.“

Doch der Geheimrat war ganz Energie und Ungestüm. „Wozu,“ rief er, auf den Brief schlagend, „wozu die unnütze Verzögerung? Ich halte es für das beste, mich durch Erichs Verteidiger direkt an die Staatsanwaltschaft zu wenden.“

Den jungen Mann überrieselte es heiß.

„Das — das habe ich schon getan,“ sagte er stockend.

Der Geheimrat horchte erstaunt auf. Ein Leuchten ging über sein Gesicht.

„Das haben Sie bereits getan? Wie liebenswürdig von Ihnen!“ Er schüttelte seinem Gast begeistert die Hand. „Nun, was sagte der Staatsanwalt?“

„Er wollte die Bedeutung des Briefes für die Sache Ihres Sohnes nicht anerkennen. Er erklärte ihn für — für eine Mystifikation, die lediglich den Zweck verfolge, irrezuführen oder einen frivolen Scherz mit der Behörde zu treiben. Er verweigerte jedes weitere Eingreifen auf Grund des anonymen Briefes.“

Es suchte schmerzlich in den Mienen des alten Herrn und in dem Ton seiner Stimme klang unverborgene Bitterkeit.

„Ich begreife,“ sagte er scharf, „die Staatsanwaltschaft will nicht an dem Anklagegebäude rütteln, das sie selbst so kunstvoll aufgerichtet hat. Aber ich werde nicht eher ruhen, bis ich die Schuldlosigkeit meines Sohnes bewiesen habe und dazu soll mir dieser Brief verhelfen. Würden Sie gestatten, lieber Herr Doktor, daß ich ihn dem Detektivbureau morgen Vormittag vorlege?“

„Aber selbstverständlich — herzlich gern. Guten Erfolg!“

Als Paul Weidner später, nachdem er die Familie Rannenberg verlassen hatte, über die Einzelheiten seines Besuches nachdachte, fiel es ihm wie ein Borwurf auf die Seele, daß er nicht eifriger seine Bereitwilligkeit, dem Verurteilten zu nützen, bewiesen hatte. Hätte er sich nicht anbieten sollen, den Geheimrat zu begleiten und vor dem Inhaber des Detektivbureaus alles auszusagen, was er irgend in dieser Angelegenheit wußte? Er hatte ja Kenntnis von vielen Einzelheiten über den Ermordeten, die der alte Herr nicht kannte und die von Nutzen sein konnten.

Auch am andern Morgen ließ ihm dieser Gedanke keine Ruhe und er entschloß sich endlich, sich dem Geheimrat zur Verfügung zu stellen und, wenn er es wünsche, mit nach dem Detektivbureau zu gehen. Da er aber nicht wußte, an welches Bureau sich der alte Herr wenden werde, so blieb nichts übrig, als zuerst in die Rannbergische Wohnung zu eilen.

Es war kurz vor zehn Uhr, als er in der Schmerinstraße anlangte. Das Mädchen, das ihm öffnete, führte ihn in den Salon und eine Minute später trat Sophie Rannenberg ein.

„Ich bitte sehr zu entschuldigen,“ redete sie den jungen Mann, ihn freundlich begrüßend, an, „wenn Papa Sie ein paar Minuten warten läßt, er —“

Sie stockte.

„Er ist doch nicht schon ausgegangen?“ fragte Doktor Weidner besorgt.

„Nein. Er ist noch bei seiner Toilette — um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Herr Doktor.“ Und während ein trüber Schatten über die lieblichen Züge der Sprechenden huschte, fuhr sie fort: „Papa war immer ein Frühaufsteher, aber nun — O Sie glauben gar nicht, Herr Doktor, wie sehr mein armer, alter Papa leidet und wie unablässig er über das Geschick unseres armen Erich nachsinnt. In der ganzen vergangenen Nacht ist kein Schlaf in seine Augen gekommen und bis zum Morgen grauen ist er in seinem Zimmer auf und abgeschritten. Den Brief, den Sie ihm gestern gegeben haben, und von dem er sich Wunderdinge verspricht, hat er wohl ein Dutzendmal gelesen. O, wenn ihn doch diese neue Hoffnung nicht betrügen möchte! Mein armer, armer Papa! Er wird dieses aufreibende Leben voll beständiger Erregung und Herzensqualen nicht lange mehr ertragen können.“

Sie schwieg, von ihrer Gemütsbewegung übermannt und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen. Die halberstickten Laute, die zwischen den schlanken Fingern hervordrangten, verrieten dem erschütterten Aufhorchenden, daß sie weine. Heiß und kalt durchschauerte es den jungen Mann angefaßt dieses Schmerzes und sein Herz wurde weich und warm. Für sein Leben gern hätte er ihr etwas Liebes und Tröstendes gesagt. Seine Bewegung zog ihn von seinem Stuhl empor und ein paar Schritte der Weinenden näher-tretend, sagte er, von seinen Empfindungen hingerissen, herzlich: „Beruhigen Sie sich, Fräulein Sophie! Ich bitte, weinen Sie nicht! Es wird und muß uns gelingen, Ihren armen Bruder zu retten. Ich verspreche Ihnen, daß ich Ihrem Vater treu zur Seite stehen, daß ich alle meine Kräfte anstrengen werde, Ihnen und Ihrer verehrten Familie zu helfen.“

Ihr war es wie ihm selbst unbemerkt geblieben, daß er — der Fremde — der sie erst zum zweiten Male in seinem Leben sah, sie mit einer ungewöhnlich und eigentlich unpassend familiären Anrede bedacht hatte. Sie fühlte nur, daß sein menschenfreundliches Anerbieten und die Art und Weise, in der er dasselbe zum Ausdruck brachte, ihr das Herz bewegte und sie aufs innigste rührte. Sie ließ ihre Hände sinken und erhob sich, von einem impulsiven Gefühl beherrscht.

„Sie sind so freundlich und gut mit uns.“ sagte sie mit vibrierender Stimme. „Sie geben mir wieder Mut und Hoffnung. O wenn es Ihnen gelänge, wenn dieser furchtbare Schmerz von Papa und Mama genommen würde, ich wüßte nicht, wie ich Ihnen danken sollte.“

Wieder schimmerten der lebhaft Empfindenden Tränen in den Augen und der junge Mann führte die sich ihm entgegenstreckende zarte kleine Hand bewegt an seine Lippen.

11.

Das Detektivbureau, in das Geheimrat Rannenberg und Doktor Paul Weidner ihre Schritte lenkten, lag im lebhaftesten Teil der geräuschvollen Friedrichstraße. Herr May, der Inhaber des Bureaus, war ein ehemaliger Kriminalkommissar, der nach einem Konflikt mit seiner vorgelegten Behörde sich hatte pensionieren lassen und der, wahrscheinlich um seiner schmalen Pension aufzuhelfen und auch vielleicht, um dem in ihm lebenden Drange nach einer seiner Neigung und Veranlagung entsprechenden Beschäftigung zu genügen, eines der ersten Detektivbureaus in der Reichshauptstadt gegründet hatte, das sich rasch infolge seiner Erfolge einen großen Ruf erwarb.

❖ Allerlei. ❖

Warum lebt die Frau länger als der Mann? Nach der letzten Volkszählung gibt es in Deutschland fast eine Million mehr weibliche als männliche Einwohner; auch in anderen Ländern müssen die Herren der Schöpfung der Zahl nach hinter dem schwachen Geschlecht zurückstehen. Diese Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechts erscheint um so auffällender, weil bekanntlich mehr Knaben als Mädchen geboren werden, und zwar gestaltet sich das Verhältnis so, daß auf 100 Mädchengeburteten etwa 106 Knabengeburteten kommen. Wie in der neuen medizinischen Presse ausgeführt ist, zeigt aber das weibliche Geschlecht eine ganz erheblich geringere Sterblichkeit als das männliche, und diese Verminderung der Sterblichkeit ist so bedeutend, daß sie nicht bloß den Knabenüberschuß bei der Geburt ausgleicht, sondern sogar das Plus der weiblichen Bevölkerung erklärt. Die Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechts in bezug auf die Lebensdauer macht sich bereits im ersten Lebensjahre bemerkbar. Es sterben schon im Säuglingsalter erheblich mehr Knaben als Mädchen, so daß auf 100 Mädchen unter einem Jahr nur noch 102 Knaben kommen. Besonders deutlich zeigt sich die Widerstandsfähigkeit des weiblichen Geschlechts in späteren Jahren, am deutlichsten aber im Greisenalter. So findet man in der Altersklasse von 75—80 Jahren nur noch 210 793 Personen männlichen Geschlechts gegen 267 984 weiblichen Geschlechts; in der Altersklasse von 90—95 Jahren gibt es 5571 Greisinnen gegen 3306 Greise, in der Klasse von 95—100 Jahren 777 weibliche gegen 329 männliche Personen, und unter den mehr als Hundertjährigen treffen wir immerhin 32 Frauen und nur 9 Männer. Dieses Zahlenverhältnis ist um so wunderbarer, als das weibliche Geschlecht im Allgemeinen mehr von Krankheiten befallen

Herr May war ein großer, starkknochiger, muskulöser Mann, dessen Haar erst leicht ergraut war, trotzdem er bereits vor Jahren sein silbernes Hochzeitsfest gefeiert hatte und mehrere Enkelkinder besaß, und der in seinem ganzen energischen, lebhaften Wesen die Tatkraft eines angehenden Vierzigers befundete. Aus seinen graublauen Augen blitzte spürender Scharfsinn; die echnen Züge seines mageren Gesichts und die festgeschlossenen Lippen seines schmalen Mundes sprachen von Entschlossenheit und Energie.

Geheimrat Rannenberg trug ihm den Fall seines Sohnes in den Einzelheiten vor, die ihm durch die Gerichtsverhandlung bekannt geworden waren. Der Direktor des Detektivbureaus hörte ihn schweigend, mit überlegender Aufmerksamkeit an.

„Es liegt also bereits ein schwurgerichtliches Urteil vor?“ fragte er stürmisch.

„Allerdings. Mein Sohn ist wegen Totschlages verurteilt worden.“

„Ja dann“ — Herr May zuckte die Achseln — „dann ist schwer etwas zu machen. Gehen Sie bei uns die Staatsanwaltschaft zu einer Wiederaufnahme des Verfahrens herbeiliebe, müßten die allerzwingendsten Gründe vorhanden sein.“

„Ein solcher Grund dürfte sich aus diesem Schreiben ergeben,“ erwiderte der alte Herr, den anonymen, ihm von Doktor Weidner behändigten Brief hervorziehend.

Der Detektiv las. Ueber seine knochigen Züge, die einen gelblichen Teint hatten, flog hie und da ein Zucken.

„Allerdings,“ beschied er endlich. „Der Brief enthält wichtiges insofern, als er das Gegenteil von dem behauptet, was die Untersuchung ergeben hat. Hier ist ein eklatanter Widerspruch, der eventuell eine Handhabe zur Revision des Falles bieten könnte. Wann haben Sie den Brief erhalten?“

Der Geheimrat deutete auf seinen Begleiter. Doktor Weidner berichtete über seine Persönlichkeit und seine nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Ermordeten.

Herr May blickte überrascht auf.

„Und Sie sind von der Unschuld des Verurteilten überzeugt?“ fragte er.

„Allerdings, Herr Direktor.“

Der Inhaber des Detektivbureaus nickte befriedigt. „Das ist ein gutes Omen. Haben Sie schon irgend welche Schritte mit dem Briefe getan?“

Doktor Weidner erzählte, daß er selbst den Staatsanwalt aufgesucht habe. Noch ehe er vollendet hatte, warf Direktor May ein: „Der Staatsanwalt hat dem Briefe keinen Wert beigelegt?“

„Allerdings nicht.“

„Und er hat rundweg jedes Eingehen auf den Inhalt desselben abgelehnt?“

„Allerdings.“

„Das dachte ich mir. Na —“ der Direktor schlug ein Bein über das andere, schlang die Finger seiner beiden Hände ineinander und sah dem ihm gegenüberstehenden jungen Mann aufmerksam in das Gesicht — „lassen Sie uns einmal die Sache näher betrachten. Die Uhr, von der der Anonymus behauptet, er habe sie dem Toten gestohlen, ist im Gegensatz zu dieser Behauptung bei Ihrem Onkel gefunden worden?“

„Ja.“

„Sie haben die Uhr als die des Ermordeten rekonstruiert?“

„Ja und nein. Die Uhr, die ich früher bei meinem Onkel gesehen, war es nicht, es war eine andere, die mein Onkel kurz vor seinem Tode erworben haben soll.“ (Fortsetzung folgt.)

wird und eine längere Krankheitsdauer aufweist als das männliche. Ihren wahren Grund hat die größere Lebensfähigkeit des weiblichen Geschlechts, wie der Gewährsmann des medizinischen Fachblattes ungalant meint, in der — „geringeren Intelligenz des Weibes.“ Es sei ein altes Naturgesetz: Niedrigere Intelligenz verbürgt eine größere Lebensdauer. Das Weib sei weniger intelligent als der Mann und lebt deshalb durchschnittlich länger als er. Ob mit dieser Behauptung dem schöneren Geschlecht nicht unrecht getan wird? Man pflegt außerdem noch anzuführen, daß der Mann sich mehr den Gefahren und Unbilden des Lebens ausgesetzt als die Frau. Nach Haegler ist auch der größere Alkohol- und Tabakmißbrauch schuld an der geringeren Widerstandsfähigkeit des männlichen Geschlechts.

❖ Unsere Bilder. ❖

Vor dem Ausmarsch steht der hübsche junge Offizier, der zuerst als Feind gekommen und in dem Hause der verwitweten Frau Stadtrat einquartiert wurde. Jetzt ist der Friede geschlossen, die Besatzung zieht ab, aber so mancher der Sieger ist inzwischen zum Besiegten geworden und läßt sein Herz in strenger Gefangenschaft zurück. Unser Bild versetzt uns in die Zeit des ersten Napoleon zurück. Der Stern des Eroberers ist gesunken, die süddeutschen Bundesgenossen sind von ihm abgefallen und Friede herrscht wieder in Europa. Als Symbol des wieder erwachenden Einheitsgefühles der sich bis dahin bekämpfenden deutschen Stämme erweist sich der Herzensbund, den hier die nähere Bekanntschaft mit dem feindlichen Offizier gezeitigt. Die ganze Familie ist frohbegeistert durch das feste Versprechen des Ausmarschierenden, bald wieder einzutreffen, und zwar diesmal als künftiges Familienmitglied.

Die Sage vom Rattenfänger von Hameln ist überall bekannt, weniger aber ihr vermutlicher Ursprung. Die unheimliche Begebenheit wird von scharfsinnigen Forschern auf die im 13. Jahrhundert stattgefundenen Rinderkreuzzüge und ebenso auf den damals grassierenden Weitzanz zurückgeführt. Das Hamelsche Rattenfängerhaus ist viel später erbaut (im Jahre 1608), es trägt aber auf einer Seite eine Inschrift, welche des Ereignisses mit Anführung des Datums (1284) gedenkt, und liegt an der Hungenlosen Straße, durch welche damals der Rinderzug die Stadt auf Nimmerwiedersehen verlassen hat.

• Gemeinnütziges. •

Äpfel lassen sich rascher und bequemer schälen, wenn man sie mit siedendem Wasser übergießt und in diesem etwa fünf Minuten stehen läßt. Angezeigt wäre dieses Verfahren wenigstens, wenn es darauf ankommt, eine große Menge Äpfel möglichst schnell zu schälen.

Braungestrichene Fußböden, die durch vieles Aufwischen matt geworden sind, werden wieder wie neu durch Einreiben mit Leinöl und Eiweiß. Ein Teller mit Leinöl wird mit dem Eiweiß von zwei Eiern tüchtig vermischt, und es wird mit einem wollenen Lappen der vorher gereinigte trockene Boden damit fest eingerieben. Dann wird mit einem zweiten leinenen Lappen nochmals nachgerieben, damit alles gleichmäßig schön glänzt und trocknet. Der Boden ist dann wieder wie neu. Für vielbenutzte Zimmer eignet sich das Verfahren weniger, weil man anfangs leicht ausgleitet; desto mehr aber für den Salon.

Die Behandlung der Linoleumteppiche. Aelteres abgetretenes Linoleum ist jeden Tag aufzuwaschen und manchmal nach tüchtiger Reinigung mit warmem Leinöl einzureiben. Hellgründigem Linoleum ist immer der Vorzug zu geben, weil das dunkle Staub und Schmutz viel sichtbarer werden läßt. Neueingelegtes Linoleum sollte man immer wischen und wie einen Parkettboden behandeln, womöglich jeden Tag mit einem wollenen Tuch trocken abreiben und einmal wöchentlich tüchtig bürteln. Um den Boden wieder hell und klar zu bekommen, bürtete man ihn alle paar Wochen mit einer Seifenbrühe auf und wische ihn nachher ein.

Kopfhaare reinigt man sehr leicht, indem man sie in ein Waschfaß legt, mehrmals kochendes Wasser darüber gießt, ein dichtes Tuch darüber deckt und so etwa eine Stunde im Dampfe stehen läßt. Alsdann läßt man das Wasser ablaufen, gießt reichlich kochendes Seifenwasser darüber und deckt nochmals zu. Darnach werden die Kopfhaare tüchtig gerieben und gedriekt, das Seifenwasser abgelassen, nochmals kochendes Wasser übergelassen und mit einem Stocke umgerührt. Darauf läßt man sie wieder eine Stunde stehen und spült nochmals mit kochendem Wasser ab und legt sie dann auf große Tücher zum Trocknen. Nach dem Trocknen werden sie aufgeputzt. Kaltes Wasser darf nicht angewandt werden, da hierdurch die krause Beschaffenheit des Haares verloren geht.

Kellerschnecken zu vertreiben. Man bestreicht Holzstücke mit Teer und lege dieselben an die von dem Ungeziefer besuchtesten Stellen, worauf die Schnecken in Kürze verschwinden werden.

• Nachtsich. •

1. **Begierbild.** (Wald-Fdyl. Wo ist der Faun?)



„Ohne Schuh und ohne Strümpfe
Sitz ich hier —!“ so denkt die Nymphe,
„Und mein Mann, der böse Faun,
Ist auch wieder nicht zu schau’n.
Treibt sich ’rum den ganzen Tag.“

Wo er jetzt nur stecken mag?
Dieser Nichtsnuß, dieser Schuft
Mit der roten Nektar-Nase
Biegt gewiß in weiden Grase
Und kneipt frische Waldbeslust!“

2. **Wechselrätsel.**

Maie, Winde, Brieg, Melde, Bonn, Bann, Rose, Maske, Weite, Ritter, Gras, Leiter, Linde, Boa, Saron, Bund, Biene, Wachs, Schelte.

Mit Ausnahme eines Homonyms ist aus jedem der obigen Wörter dadurch ein neues Wort zu bilden, daß man irgend einen Buchstaben mit einem anderen vertauscht. — Nach richtiger Lösung bilden sowohl die weggelassenen als auch die dafür eingesetzten Buchstaben — letztere rückwärts — gelesen ein deutsches Sprichwort.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

1. Irene, Untertanen.
2. Morea, Apollo, Porco, Toledo, Domino, Novelle, Lebante, Tschama, Maria, Anapa, Palermo.
3. Greiz, Reiz, Geiz.
4. Dieses Eis vergeht auch. — Sedan, Kairo, Pecco, Tokay, Kieja, Kajan, Koods, Mainz, Lissa, Dover, Greiz, Warna, Argos, Brest, Sahor, Gotta, Dhama, Jiune, Jich, Babia.

• Lustiges. •

Bittere Enttäuschung.

Ein Rechtsanwalt hat seinen des Diebstahls bezichtigten Klienten so warm und eindringlich verteidigt, daß das Auditorium ganz ergriffen ist und der Angeklagte selbst sich mit einem eleganten Foulard die Augen wischt. Da blüht der Anwalt zufällig in seiner Rede auf ihn und ruft verblüfft: „Wie, der Kerl hat ja mein Schnupstuch!“

Höhere Bildung.



Bacfsich: „Wieviel Milch gibt dieses Kalb?“
Bäuerin: „Gor keine gnäds Freilein!“
Bacfsich (kopfschüttelnd): „Wie sonderbar, es heißt doch immer ‚Kalbsmilch‘!“

Ein furchtbarer Zweifel.

„Warum ist denn der Müller so traurig?“

„O, einer von Müllers Zwillingen ist gestorben. Ja, und das allerschlimmste ist, man weiß nicht, welcher von den Zwillingen tot ist; sie sehen einander so zum Verwechseln ähnlich.“

Höchste Notlage.

„... Sollten Sie mir das erbetene Darlehen gewähren, so bitte ich um gefl. schleunige Uebersendung. Ich sitze auf glühenden Kohlen — und auch die sind noch nicht bezahlt.“

Ergebenst Pumpmeier.“

Beruhigend.

Dame (welche sich mit der Familie in einen Gasthof eingemietet hat): „Ich habe Ihnen vorher gesagt, daß wir vier Personen sind, vergaß aber zu bemerken, daß sich darunter zwei kleine Kinder befinden... das wird doch wohl nicht stören?“

Hotelier: „Nicht im Geringssten. Wir werden dafür ebensoviele berechnen, wie wenn sie groß wären!“

Schlau.

Tante (zu ihrem Neffen): „So, Paul, hier hast Du zwei Täfelchen Schokolade — eines für Dich, und eines für Dein Schwesterlein!“

Der kleine Paul: „Ja, wie werde ich denn die beiden Täfelchen auseinander kennen? Ach, ich weiß schon, ich beiß ein Stück von ihrem ab!“

Bedenklicher Wunsch.

„Nun,“ spricht ein moderner Portraitmaler zu seinem Kunden, „wie gefällt Ihnen das Bild — soll ich noch etwas daran ändern!“

„Ja,“ entgegnet der Herr nach längerem Beschauen, „machen Sie mir doch lieber eine Landschaft daraus!“

Zeitgemäß.

Prinzipal: „Mit Ihren Zeugnissen bin ich zufrieden; ich acceptiere Sie unter der Bedingung, daß Ihre Mutter nie krank wird, keine Großmutter stirbt, kein Onkel eine Erbschaft hinterläßt und — Ihre Cousine nicht zu Besuch kommt.“